hohem Zinsfuße — ah, da mußte er sich doch „Saling's Börsenpapiere" anschaffen.

Später machte er sorgfältig Toilette und ging zu Mehring's. Auch Butterweck's waren dort — Butterweck hatte die eine der Mehring'schen Töchter geheirathet, die andere, Fräulein Selma Mehring, war noch unverheirathet, eine schöne, neunzehnjährige Blondine, nur ein wenig kühl und selbstbewußt. Man empfing den Buchhalter sehr freundlich, gratulirte lebhaft — die Blicke der jungen Dame musterten ihn wiederholt sehr eingehend; an einem gewissen Zuge um die Nase war für den Kenner zu sehen, daß weder die mittelgroße, etwas aus der Form gegangene Figur des Glücklichen, noch das etwas schwammige, glatte, gutherzigovale Gesicht sonderlich ihren Beifall fanden. Indeß zog Heller sich gut aus der Affäre. Sein Glück gab seinem Selbstgefühl einiges Rückgrat, die Schilderung dessen, was seither schriftlich und mündlich an ihn herangetreten, machte seinen harmlosen Mutterwitz flüssig — die Frauen besonders amüsirten sich sichtlich durch ihn und behandelten ihn aufmerksam. Nur das Fräulein, seine Tischnachbarin, blieb zurückhaltender.

Das wurmte ihn ein wenig. Das schöne Mädchen mit seiner vornehmen Jugend gefiel ihm . . . es kam ihm sogar der Einfall . . . ah! das wäre doch verwegen. Schließlich: warum denn? Herr Butterweck war ein früherer Prokurist der Firma . . .

Nach Tische saßen die Männer im Rauchzimmer bei einer Havanna. Man fragte, ob Heller schon über die Anlage des Geldes nachgedacht hätte? „Jawohl," sagte der, „aber nur oberflächlich." — Wenn er Raths bedürfe, möge er sich getrost an einen der Chefs wenden.

Das wurde dankbarst angenommen.

Von Mehring aus ging Heller ins Theater. (Forts. folgt.)

Bunte Zeitung.

Viktor Hugo's erste Eisenbahnfahrt. In dem unlängst aus dem Nachlasse Viktor Hugo's veröffentlichten Werke „Frankreich und Belgien, Reisebriefe aus den Jahren 1834 bis 1836" findet sich nachstehende Aufzeichnung des Dichters über seine erste Eisenbahnfahrt. „Ich bin, so schreibt er, jetzt mit den Eisenbahnen ausgesöhnt . . . Ich habe gestern die Fahrt von Antwerpen nach Brüssel und zurück gemacht. Um 4 Uhr 10 Minuten fuhr ich ab und war schon um 8¼ Uhr wieder zurück; in der Zwischenzeit hatte ich fünf Vierteistunden in Brüssel zugebracht und im ganzen 23 französische Meilen zurückgelegt. Es ist eine herrliche Bewegung, die man empfunden haben muß, um sich darüber Rechenschaft geben zu können. Die Geschwindigkeit ist unerhört. Die Blumen am Wegesrande sind keine Blumen mehr, sondern Flecken oder vielmehr rothe oder weiße Striche; es giebt keine Punkte mehr. Alles wird Strich; die Klee- und Getreidefelder sind lange grüne und gelbe Flechten; Städte, Kirchthürme und Bäume führen am Horizont einen tollen Tanz auf; von Zeit zu Zeit ein Schatten, eine Form, eine geisterhafte Gestalt, die wie der Blitz vor dem Fenster erscheint und verschwindet; es ist ein Bahnwärter, welcher vorschriftsmäßig vor dem Zuge präsentirt. Im Wagen hört man die Leute sagen: Noch drei Meilen, in zehn Minuten sind wir am Ziele. — Am Abend bei der Rückfahrt brach die Nacht herein. Ich saß im vordersten Wagen. Vor mir flammte mit furchtbarem Geräusch die Lokomotive und mächtige rothe Strahlen bewegten sich, Bäume und Hügel färbend, mit den Rädern vorwärts. Der nach Brüssel fahrende Zug begegnete dem unserigen. Es giebt nichts Schreckhafteres, als diese beiden aneinander vorbeisausenden Schnelligkeiten, von denen eine die andere verdoppelt. Von einem Zug zum andern ließ sich nichts unterscheiden; man erkannte weder Wagen, noch Männer, noch Frauen, man sah nur helle und dunkle Formen im Wirbel vorüberschießen. Aus diesem Wirbel ertönten Geschrei, Gelächter, laute Rufe. Jeder Zug hatte 60 Wagen, mehr als tausend Personen wurden so, wie vom Sturmwind, die einen nach Norden, die andern nach Süden geführt. Es kostet thatsächlich Mühe, um sich nicht einzubilden, daß das Eisenpferd ein wirkliches Thier ist. Man hört es schnaufen beim Ausruhen, stöhnen beim Aufbruche, kläffen während der Fahrt; es schwitzt, es zittert, es pfeift, es wiehert, es geht langsamer, es eilt in rasendem Laufe dahin; es schleudert glühende Kohlen und kochendes Wasser auf den Weg; ungeheure Funkenraketen sprühen jeden Augenblick unter seinen Rädern oder Füßen hervor, und sein Athem bleibt als schöner weißer Dampf an den Bäumen am Wege haften. Nach meiner Ankunft, es war schon dunkel, fuhr unsere Lokomotive im Schatten nahe bei mir vorbei, um ihren Stall aufzusuchen; die Täuschung war vollkommen. Gleich einem abgehetzten Pferde hörte man sie stöhnen in ihrem Wirbel von Rauch und Flammen."

Hypnotischer Humpitz. Den edlen Jüngern von der schwarzen Kunst — so schreibt man uns — ist neuerdings ein gefährlicher Konkurrent entstanden, dessen Leistungen die herrlichsten Offenbarungen moderner Geistiseher weit in den Schatten stellen. Was ist der ganze Spiritismus mit seiner schönen Geisterklopferei gegen die Wunder, die Herr Dr. Luys, Mitglied der Akademie und Chefarzt in der Salpetrière in Paris, täglich an Hypnotisirten verrichtet? Doch mon urtheile selbst. Einer Hypnotisirten wird eine kleine gut verkorkte und überdies noch versiegelte Phiole auf den Nacken gelegt, und siehe da, sie bekommt sofort einen Erstickungsanfall, als ob sie Rauch geschluckt hätte. Und warum? weil, ohne daß sie eine Ahnung davon hatte, in der kleinen Phiole — etwas Rauch eingeschlossen ist. Ein weiteres Kunststück: Einer Hypnotisirten wird eine ebenso sorgsam verschlossene Phiole mit Alkohol aufgelegt, und sehr bald zeigt das Weib alle Erscheinungen schwerer Trunkenheit. Reicht nun das trunkene Weib einem hypnotisirten Manne die Hand und wird mit einem Magnet vom Weibe zum Manne hingestrichen, so stellen sich auch bei dem Manne alle Anzeichen eines schweren Rausches ein. Also eine magnetische Ueberleitung („Transfert") künstlich erzeugte Trunkenheit von Mensch zu Mensch. Wen erinnert diese Leistung nicht an jenen biedern amerikanischen Senator, der, obwohl er eines Abends bei einem Gastmahl als strenger Temperenzler nur Wasser trank, doch mit einem tüchtigen Rausche nach Hause schwanken mußte, blos weil er zwischen Brandy und Whisky schlürfenden Freunden gesessen hatte? Dr. Luys verfügt aber noch über viel effektvollere Fälle von Fernwirkungen gewisser Stoffe. Kaum hatte er z. B. einem Hypnotisirten ein versiegeltes Fläschchen mit Baldrian auf den Hals gesetzt, als auch schon das Gesicht des Mannes große Bestürzung verrieth. Kein Wunder — einer glaubte sich in eine Katze verwandelt, und das unglückliche Wesen warf sich also auf den Boden, kroch auf allen Vieren und begann zu kratzen, nach Katzenart kleine Sprünge zu machen, wie ein Kater zu pfauchen und zu miauen; er folgte den Anwesenden im Zimmer, kratzte an den Kleidern, miaute fortwährend und schien sehr aufgeregt zu sein. Hinterher wußte diese wie auch alle anderen Versuchspersonen natürlich von nichts. Dr. Luys leitet aber noch weit mehr, als je in alter und neuer Zeit die gesuchtesten Zauberinnen mit Liebestränken zu erreichen vermochten. Einem hypnotisirten Manne wurde ein magnetisirter Eisenreifen auf das Haupt gesetzt, der — wie Dr. Luys erläutert — die Gedanken und Ideen eines an Hallucinationen mit Verfolgungswahn und unter schwerem Unglück leidenden Kranken in sich aufgenommen hatte. Die Person, welche bis zu diesem Augenblicke glücklich und zufrieden zu sein schien, wurde, als ihr dieser Eisenreif aufs Haupt gedrückt wurde, plötzlich furchtsam und angsterfüllt. „Sie verfolgen mich! Ich kann ihnen nicht entrinnen, sie quälen mich!" so schrie er, wurde aber gleich wieder ruhig, als ihm der Eisenreifen abgenommen war. Dies Aufspeichern von Ideen in einem magnetischen Eisenringe hält sogar monatelang an, und Dr. Luys zögert nicht zu versichern, daß er solche Kronen bei seinen Kranken auch zu Heilzwecken mit gutem Erfolge benützte. Man kann, so versichert er, einem Weibe die Gefühle der Liebe und Anhänglichkeit einverleiben und diese herrlichen Eigenschaften von der ersten Gattin auf die zweite übertragen. Und Dr. Luys muß es wissen; denn er ist, wie schon bemerkt, Mitglied der Akademie und Arzt eines der größten Krankenhäuser Frankreichs. Aber wie es auch dem Spiritismus gegenüber immer noch Zweifler giebt, die nicht daran glauben, daß Naturkräfte, wie Schwere und Undurchdringlichkeit, zu Gunsten eines Menschen in ihrer Wirkung einmal auch aufgehoben werden, so fanden auch jüngst die Luys'schen Versuche ihren ungläubigen Thomas; ein englischer Arzt, Dr. Ernest Hart, Herausgeber des „British Medical Journal," hat im Verein mit einigen „Wissenden," d. h. skeptischen Aerzten das Geheimniß jener wunderbaren Vorstellungen durchschaut: es ist nach seinen Feststellungen grobe Täuschung und eitel Betrug.

Prinz Akwa, von dem kürzlich berichtet wurde, lernt in Kiel bei der Firma Johannsen & Schmielau das Eisengeschäft. Der Muth des angehenden Negerfürsten hat vor kurzem eine empfindliche Dämpfung erfahren. Am Biertische äußerte sich der Schutzverwandte des Deutschen Reiches über die geistigen Fähigkeiten seiner neuen Landsleute so geringschätzend, daß einem anwesenden Studenten die Geduld ausging. Er lieh sich vom Wirthe einen Stock, legte den schwarzen Prinzen über und bewegte den Stock mit solcher Entschiedenheit gegen denjenigen Theil des prinzlichen Körpers, der von dem modernen Sackröckchen nicht bedeckt wird, daß der Schwarze jammernd um Hilfe rief. Doch einen Trost wird Akwa in der Sage finden, welche erzählt, er habe Damen fürstlichen Geblütes zu Tische führen dürfen und sei Königliche Hoheit angeredet worden.

Ehrlich. Jim: „Ehrlichsein bezahlt sich immer." —, Bill: „Das war doch früher nicht!" — „Sag' mal, erinnerst du dich noch an den Köter, den ich vorige Woche gestohlen hab'?" — „Natürlich!" — „Also ganze zwei Tage bin ich 'rumgelaufen und heb'n verkaufen wollen, zuletzt für 'nen halben Dollar; aber keiner wollt' ihn haben; da hab' ich ihn zuguterletzt der Dame wiedergebracht, der er gehört, und fünf Dollar Belohnung hab' ich dafür gekriegt!"

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Albert Herling in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 55. Halle a. d. S., Montag den 6. März 1893.

[11]

Der Sonderling.

Roman von P. Felsberg.

Justus wußte, was die stolze Seele Gertrud Felden's bewegte; die aufkeimende Neigung zu dem einsachen Landarzt wollte sie bekämpfen. Sie, die Baroneß Felden, dünkte sich zu hoch für ihn, ihr Streben ging hinauf zur Höhe; Rang, Reichthum, Glanz und Luxus waren ihr der Inbegriff ihres ersehnten Glückes.

Er kannte sie gut. Er durchschaute ihre Seele, und doch reizte ihn ihre Schönheit und der Gedanke, daß sie ihre stolzen Pläne aufgeben könnte um seinetwillen, aus Liebe zu ihm.

Mit dem Gedanken an Gertrud, mit der Hoffnung, sie zu sehen, und der bestimmten Absicht, sie nicht so leicht loszulassen, wenn sie ihm in den Weg trat, kam er ins alte Herrenhaus zu Felden. Ein glückseliges Lächeln flog über Rosa's Gesichtchen, als sie ihn erblickte. Ihr Herz klopfte so stürmisch, daß sie die Hand darauf pressen mußte, und ihre Stimme klang beklommen, da sie ihn willkommen hieß.

„Wie kalt Ihre Hände sind, Fräulein Rosa, was haben Sie, Sie sind so erregt?" forschte der Arzt, und Rosa sah zu ihm auf, unbefangen und kindlich.

„Mein Herz klopft zuweilen nur so stark, aber es geht immer bald vorüber; gefährlich wird es wohl nicht sein."

„Haben Sie oft dieses Herzklopfen?" fragte mit leichter Besorgniß Justus.

„Nein — nur — zuweilen," lächelte Rosa. Sie wußte ganz gut, wovon es kam, aber das durfte sie ihm nicht verrathen.

Doktor Justus blieb lange. Roso plauderte erregt und lebhaft; er hörte ihr sonst sehr gern zu, aber heute war er zerstreut, er wartete vergebens, daß Gertrud kommen sollte, und scheute sich doch, nach ihr zu fragen.

Es begann plötzlich Dämmerung zu werden. Am Horizont ballten sich dunkle Wolken zusammen; unruhig flatterten die Schwalben um das Herrenhaus, immer tiefer und tiefer ihre Kreise ziehend, daß ihre langen Schwingen beinahe die Erde streiften.

Die Baronin trat ans Fenster und meinte besorgt: „Wo Gertrud nur bleibt? Sie ist im Wald nach Schönburg zu — wenn das Gewitter sie überrascht!"

Als ob er auf sein Stichwort gewartet, so rasch erhob sich der Doktor und empfahl sich den Damen; er schützte das heraufziehende Gewitter vor, seinen plötzlichen Aufbruch zu entschuldigen. Nun wußte er, wo er Gertrud zu suchen hatte. Rosa blickte ihm sinnend nach; sie schleppte sich mühsam mit ihrem kranken Fuß ans Fenster. Ihr Blick hing an seiner Gestalt wie gebannt, als er davonritt, sein Pferd anspornend zu sausendem Galopp. Er jagte dem Walde zu, der nach Schönburg führte.

„Ich dachte es mir," flüsterte Rosa, und es zuckte verrätherisch um ihren Mund; ihre Hand legte sich wieder auf ihre Brust, es klopfte nicht stürmisch, freudig darin, wie wenn er kam — es that ihr weh, unendlich weh im Herzen, und Thränen traten in ihre Augen.

Rosa wußte, daß er Gertrud suchen ging, und eine ahnungsvolle Bangigkeit beschlich sie. „Sie wird ihn niemals glücklich machen," flüsterten die feinen rothen Lippen, und sie wußte nicht, ob sie der Schwester grollen sollte, daß sie zu stolz war, den Mann zu lieben, dem ihr ganzes Sinnen und Denken gehörte, oder ob sie jubeln sollte, daß Gertrud ihn ihr nicht rauben wollte.

„Komm, Liebling, du sollst nicht so lange stehen," unterbrach die Baronin den Gedankengang des jungen Mädchens. Rosa legte den Kopf an die Brust der Mutter und unterdrückte das leise Beben, welches durch ihre zarte Gestalt ging. Sie verbarg ihr thränenfeuchtes Auge einige Minuten, und dann lächelte sie wieder, als die Mutter besorgt ihr Gesicht emporhob.

„Ich fürchte mich vor dem Gewitter," meinte sie, und leise Röthe zog über ihre Schläfen; sie mußte die kleine Lüge gebrauchen, um ihrer Mutter keinen Blick zu gestatten in ihr armes, schmerzlich pochendes Herz.

„Wo nur Gertrud bleibt!" begann wieder ängstlich die Baronin und verfolgte mit Besorgniß den dunklen Wolkenring, der sich immer enger zusammenzog über Felden. Nur ein winziger heller Fleck leuchtete noch darüber, wie ein mildes, blaues Auge, das sich langsam zögernd schließt.

Als Justus in scharfem Trabe den Wald erreicht hatte, mäßigte er den Lauf des Pferdes und blickte forschend umher. Er wollte, er mußte sie heute sehen, die ihn floh, weil sie ihn nicht lieben wollte und doch die Gewalt der Liebe empfand, wenn sie ihm gegenüberstand.

Ein heftiger Sturmwind erhob sich plötzlich, und wie ein wild empörtes, wogendes Meer rauschte es über dem Haupte des einsamen Reiters. Das Blätterwerk erzitterte um ihn her, tiefe Dämmerung lagerte sich über den Wald, von grellen Blitzen unterbrochen. Langgezogener Donner ertönte grollend über die sturmgepeitschten, grünen Wogen: krachende Aeste stürzten hinab und streiften Justus' Pferd, das zitternd stillstand und nicht weiter wollte, als fürchte es, der nächste Schritt müsse ins Verderben führen. Prasselnd schlugen die Hagelkörner durch das Laubwerk; Blitz auf Blitz zuckte, den Aufruhr in der Natur unaufhörlich beleuchtend. Dem Hagel folgte ein wolkenbruchartiger Regen, von Blitz und Donner beständig begleitet.

„Gertrud, wo ist Gertrud jetzt!" Das waren die Gedanken des Arztes, als er von seinem Pferde stieg, den Zügel in die Hand nahm und das Thier vorwärts führte. Er achtete nicht auf Sturm und Blitz, er hörte den Donner kaum; die Sorge um sie trieb ihn unaufhaltsam vorwärts. Er hoffte, sie unter den vorspringenden Felsen zu finden, die einigermaßen Schutz boten vor der Gewalt der entfesselten Elemente. Er hatte die erste Gruppe erreicht, sie war nicht da; vergebens rief er, er hörte nichts als Sturm und Donner, er sah nichts von einem menschlichen Wesen, das hier Schutz gesucht.

Justus verschmähte es, unter dem Felsen zu bleiben, sich zu bergen vor der Gewalt des Gewitters; er dachte an ihre Angst, wenn sie im Walde sich allein befand.

Er strebte vorwärts. Die Aeste schlugen um ihn und sein Pferd, daß sich dasselbe bäumte und zu scheuen begann. Mit fester, sicherer Hand aber hielt es Justus und beschwichtigte seine Angst, dann band er den Zügel um einen starken Baumstamm und überließ das Thier, welches ihn im raschen Vorwärtskommen behinderte, seinem Schicksal.

Behender eilte er nun weiter, der nächsten Felsparthie zu, die eine Art Grotte bildete und der Lieblingsplatz der Waldbesucher war.

Vielleicht hatte das Gewitter Gertrud hier überrascht. Die Hoffnung gab ihm neue Kraft, anzukämpfen gegen den Sturm, der ihm Haar und Bart zerzauste und ihm den Athem zu beengen drohte; Blitze blendeten ihm die Augen, so daß er oft taumelnd gegen ein Baumstamm stieß, oder niedrige Aeste ihm ins Gesicht schlugen, ehe er sie mit seinem starken Arme zurückzuhalten vermochte.

Endlich kam er bei der Grotte an.

Justus blieb betroffen stehen. Er wußte nicht, sollte er das Mädchen bewundern oder sich fürchten vor seiner kalten Ruhe inmitten dieses Aufruhrs. Er fand kein zitterndes, ängstliches Weib, das des Schutzes bedurfte; seine Sorge, seine Angst war vergebens gewesen. Gertrud fürchtete sich nicht in der Einsamkeit des Waldes, fürchtete nicht die Gewalt der Elemente, die sie umtosten; sie saß ruhig im Hintergrunde der Grotte auf einer Bank und hielt ein Buch in ihren Händen. Ihr Kleid war durchnäßt, ihr Haar hing feucht um ihre

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18930306063/fragment/page=0001

Schläfen. Sie sah etwas bleich aus, und ihr Gesicht schien wie aus Marmor gemeißelt; kalt, ruhig, empfindungslos blickte sie Justus entgegen.

Erregt stand er vor ihr, seine Brust athmete schwer. Er fand kein Wort, das er ihr sagen konnte; starren Blickes sah er ihr in das schöne, weiße Gesicht mit den großen Augen, die beinahe spöttisch jetzt zu ihm aufblickten.

„Ich glaube gar, Sie haben sich geängstigt um mich," kam es mit leisem Hohne von den vollen rothen Lippen, die wunderbar abstachen von der Blässe der Wangen.

„Nein! Warum sollte ich? — Ich denke, ein warmer Gewitterregen wird Ihnen nicht schaden, der Zufall führt mich nur hierher. Ich suche Schutz hier in der Grotte — wie Sie," entgegnete Justus mit demselben leichten Spotte im Tone, wie er durch ihre Rede klang.

Er setzte sich dicht neben sie, als ob er den Regen scheute, der nun heftiger herniederströmte und bereits eine kleine Wasserfluth auf dem Boden der Grotte bildete. Er sah Gertrud nicht an, und doch fühlte er die Unruhe, die plötzlich über dieselbe gekommen war. „Sie frieren," begann er mit seinem leisen, bedächtigen Lächeln; „es thut mir leid, aber ich habe nichts, Sie gegen die Kälte zu schützen."

„Der warme Gewitterregen wird mir nicht schaden," erwiderte Gertrud mit Betonung, „ein Arzt muß dies ja besser wissen als ich."

„Ich rathe Ihnen aber jetzt doch, ziehen Sie Ihre Füße empor; ein kaltes Fußbad könnte Ihnen übel bekommen," meinte gleichmüthig Justus und hob die Spitzen seiner Stiefel hoch, so daß die Hacken nur im Wasser standen, das nun den Boden der Grotte ganz bedeckte.

Gertrud rührte sich nicht. Der Saum ihres Kleides hing in dem lehmigen Wasser, sie beachtete es nicht; ihr leichtes Schuhzeug war vollständig durchdrungen vom Wasser, sie empfand es nicht, ihr ganzes Sein war empört über die Art, wie er mit ihr sprach, zu ihr, der stolzen Baronesse. Sie wollte fort, mußte fort aus seiner Nähe, die einen Zauber auf sie übte, der ihr unverständlich war. Da fuhr ein blendender, greller Blitzstrahl dicht vor beiden nieder; es flammte eine Sekunde auf vor ihren Augen, ein fürchterlicher Krach erfolgte, der beide betäubte. Gertrud fuhr taumelnd zurück, und Justus schlug mit der Stirn gegen die scharfe Kante des Felsens.

Vor ihnen stürzte einer der Waldriesen nieder, von oben bis unten gespalten; die mächtige Baumkrone verdeckte den Eingang zur Grotte, die plötzlich in vollkommene Finsterniß gehüllt war.

Justus fühlte, als er die Betäubung überwunden, wie warmes Blut über sein Gesicht rann, ein jäher Schmerz hatte einen Augenblick ihm die Gesinnung geraubt, dann fuhr er angstvoll empor und rief mit bebender Stimme: „Gertrud, wo sind Sie?"

Gertrud erschauerte, als sie ihren Namen so ängstlich von seinen Lippen hörte; das eine Wort hatte ihr verrathen, daß sie geliebt wurde, geliebt von einem leidenschaftlichen Manne, und daß es die Gewalt der Liebe war, die sie mit ihrem Zauberbann umfing, wenn sie in seiner Nähe weilte.

„Gertrud," klang es wieder leise, zärtlich dicht an ihrem Ohr; sie fühlte sich umschlungen von seinem Arm, halb betäubt lag sie eine Minute in seinem Arm; dann riß sie sich los. „Lassen Sie mich — ich bin nicht verletzt," klang es laut und kalt von Gertrud's Lippen; sie richtete sich empor, und ein tiefer, erlösender Athemzug hob ihre beklemmte Brust. Ihr Stolz wallte auf. Sie zürnte ihm, ein verletzendes Wort schwebte auf ihren Lippen; aber sie unterdrückte es doch, sie erkannte, fühlte, daß er eine Herrschaft über sie besaß, der sie willenlos unterlag. Wie hätte es sonst geschehen können, daß sie, Gertrud Felden, die Spröde, Stolze, ihn nicht zurückgestoßen.

Schweigend standen nun beide eine Weile in der finstern Grotte sich gegenüber. Dann und wann zuckte ein Blitz und erleuchtete matt die Dunkelheit, die sie umgab. Ferner rollte der Donner, nur der Regen floß noch in Strömen.

„Vergeben Sie, Gertrud," begann Justus und ergriff die Hand des Mädchens, das einen Schritt zurückgetreten war und an der Felswand lehnte. „Vergeben Sie meiner Angst um Sie," bat er und küßte innig, ehrfurchtsvoll ihre Hand. „Ich werde zu einer passendern Stunde kommen und fragen, ob Sie mir zürnen können."

Er wandte sich dem Ausgang der Grotte zu und versuchte mit seiner ganzen Kraft die Aeste des gestürzten Baumes zu entfernen, um Gertrud und sich den Austritt zu ermöglichen. „Es wird schwer halten, hier herauszukommen; die Dunkelheit nimmt zu, ich glaube, wir dürfen den Regen nicht scheuen, um bald ins Trockene zu kommen —" meinte Justus, und Gertrud stimmte ihm bei.

„Ja, ja — nur fort — nach Hause — durchnäßt sind wir doch schon —" erwiderte sie, und eine angstvolle Hast lag in ihrem Ton.

Schweigend sah Gertrud zu, wie er sich mühte, den Ausgang frei zu machen. Sie half ihm nicht dabei, sie lehnte ruhig an der Felswand, und ihre Blicke hafteten an seiner elastischen, kräftigen Gestalt.

Ein leises Lächeln lag um ihre Lippen, eine wunderbare, seltsam weiche Neigung beschlich sie. Sie wußte, daß er sie liebte, daß er sie begehrte zu seinem Weibe. Gewaltsam schüttelte sie das Gefühl ab, das sie zu ängstigen begann, weil es ihr so fremd war, weil ihr der Gedanke bisher fern gelegen, daß sie sein werden könnte, sein, des einfachen Landarztes Weib. „Nimmermehr," dachte sie, und der alte, unbändige Stolz bäumte sich auf. „Nimmermehr," wiederholte sie sich, „ich will nicht leben von der Arbeit eines Mannes; ich will nicht hinabsteigen, nicht einen Schritt, mein Weg geht hinauf, nicht hinab!"

Plötzlich wandte sie sich dem Ausgange zu, und wie ein scheues Reh durch das Dickicht bricht in eiliger, angstvoller Flucht, so suchte sie sich Bahn zu brechen, und es gelang ihr, obwohl ihr Kleid sich festhakte in dem Geäst; sie riß es los, daß es in Fetzen hing. Schweigend, ohne einen Blick wollte sie forteilen von ihm; aber er sprang ihr nach, faßte sie fest am Handgelenk, und zwingend klang es in einem Herrschertone, der Gertrud voll Staunen ihn anblicken ließ: „So scheiden wir heute nicht!"

Sein Blick bohrte sich in ihr Auge, daß sie erbebte; angstvoll, demüthig flehte sie: „Lassen Sie mich gehen, allein gehen."

So demüthig, so wie jetzt, so hatte Justus sie sehen wollen; sie sollte die Macht erkennen, die er über sie besaß.

„Bitte — lassen Sie mich los," klang es weich von dem stolzen Munde.

„Ich lasse Sie nicht allein durch den dunkeln Wald gehen."

„Doch — ich bitte darum — ich fürchte mich nicht," kam es von des Mädchens bebenden Lippen, und die weißen Zähne schlugen zusammen wie im Fieberfrost.

„So gehen Sie, Gertrud, aber wir sehen uns bald wieder — nicht wahr — bald?"

„Ja — ja — bald," stimmte sie zu in hastiger Ungeduld, nur um sich freizumachen. In Justus' Blicken leuchtete es auf; er glaubte, dies ungeduldige „bald" komme aus einem liebenden Herzen. Er gab sie frei, in der Hoffnung, sie bald zu sich zu fesseln für immer.

Gertrud Felden athmete auf, tief, schwer, wie erlöst von angstvoller Pein. Sie wollte vorwärts durch den strömenden Regen, ohne umzublicken nach ihm, der ihr langsamer folgte, aus der Ferne, sie zu beschützen in dem einsamen, dunkeln Walde. Die Nacht war hereingebrochen, als Gertrud im Herrenhause ankam.

Rasch erzählte sie, daß sie in der Grotte Schutz gesucht vor dem Unwetter und dann doch durch den Regen geeilt sei, als die Dunkelheit hereinbrach.

Kein Wort von der Begegnung mit Doktor Justus kam über ihre Lippen; sie nannte nicht seinen Namen und freute sich, daß die andern es auch nicht thaten.

Bald darauf lag sie, von Frost geschüttelt, in ihrem Bette. Sie hatte die Augen geschlossen, und ihre Zähne bohrten sich in die Lippen. Kein Schlaf kam in dieser Nacht über sie; sie wachte, mit den verschiedensten Empfindungen kämpfend. Die stolze Gertrud konnte sich selbst nicht mehr verstehen, wenn sie daran dachte, welche Gewalt jener Mann auf sie übte, von dem sie nicht wußte, ob sie ihn haßte oder liebte, den sie zu fürchten begann, weil sie ahnte, daß er eingriff in ihr Schicksal.

(Forts. folgt.)

[5]

Ein Glücklicher.

Studie nach dem Leben von Viktor Blüthgen.

Eine freundlich lächelnde Gestalt in elegantem, hechtgrauen Ueberrock, den Cylinder in der Hand, verneigt sich tief im Eintreten.

„Es gereicht mir zur besondern Ehre, hochgeehrter Herr, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen. Ich bin zufällig auf der Durchreise in dieser Stadt und höre mit Vergnügen, daß Sie das Glück hatten, einen so bedeutenden Lotteriegewinn zu machen . . ."

„Womit kann ich Ihnen dienen?" unterbricht ihn Heller nicht eben sehr rücksichtsvoll.

„Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen das umgehend zu entwickeln. Ich weiß ja, wie das geht in solchem Falle. Man wird gewissermaßen ein anderer Mensch; der Horizont erweitert sich, eine Reihe von Bedürfnissen stellen sich ein, an die man früher nicht gedacht hat. Sie sind Garçon, wie ich höre. Kein Zweifel, Sie werden Ihre Häuslichkeit ausdehnen. Sie haben früher Ihr Seidel Bier, Ihr Gläschen Wein in irgend einem genehmen Lokal getrunken . . ."

„Ja, aber bitte . . ."

„Entschuldigung, verehrtester Herr, Sie werden sofort klar sehen. Ich sage mir: in einer ausgedehnteren Häuslichkeit werden Sie Freunde bei sich sehen, werden Sie den Wunsch hegen, einen guten Tropfen bei der Hand zu haben . . ."

„Herr, Sie sind doch nicht? . ."

„Weinreisender, zu dienen, mein hochverehrter Herr. Mein Haus ist in Mainz ansässig, zwar noch eine junge Firma, aber sofort bestens eingeführt. Wenn Sie freundlichst gestatten, überreiche ich unseren Preiscourant, und Sie dürfen versichert sein —" er hat den Preiscourant aus der Brusttasche des Ueberrockes gefingert und holt sochen ein Notizbuch heraus — „von keiner Firma der Welt besser bedient zu werden. Wir besitzen . . ."

„Aber bitte, geben Sie sich keine Mühe, ich denke nicht daran . . ."

„Ah, mein hochverehrter Herr!" (ein scherzhaftes Augenzwinkern) „Sie belieben zu scherzen. In Ihrer Lage legt man sich absolut sicher und bestimmt ein kleines Lager an. Ich bevürworte ja in keiner Weise eine größere Bestellung; das würde ein Vertrauen voraussetzen, welches ich im Augenblicke gar nicht beanspruchen könnte. Es kann sich nur um eine Probesendung handeln — dann dürfen wir seelenruhig auf eine Bestellung warten. Bitte, nur einen kleinen, ganz kleinen Auftrag. Sagen wir . . ."

„Ich wiederhole, ich denke gar nicht daran. Sie bemühen sich umsonst," sagt Heller, der auf einem glühenden Rost von Unbehaglichkeit frühstückt und schon beinahe Lust hat, zwei Flaschen zu bestellen, nur um diesen Menschen mit seinem süßlichen Lächeln und seinem Wasserfalle von Beredsamkeit los zu werden.

„Sagen wir also zunächst einen Tischwein. Einfach, billig, aber jedermann mundend. Als weißen würde ich dieser Marke Liebfrauenmilch hier zu 1,20 das Wort reden. Süffig, bouquetreich, gehaltreich. Sagen wir 3 Flaschen, macht 3,60. Vielleicht ein Moselchen dazu, wie? Manche Herren ziehen Mosel als Tischwein vor, und ich kann Ihnen nur auf das dringendste da unsere Marke Königsmosel empfehlen — hier, zu 1 M., äußerst preiswerth — wir garantiren für vollständig reinen Traubensaft — 3 Flaschen? gut (notabene: Heller hat sich nicht gerührt) — macht 3 M., zusammen 6,60. Bordeaux können Sie unter 1,50 nicht nehmen, aber etwas Exquisites! Auch 3 Flaschen, macht 4,50, zusammen 11,10."

„Aber gehen Sie zum Teufel . . ."

Sofort; nur, ah —" (Augenzwinkern) „etwas Kabinet doch auch, wie? Rauhenthaler Berg, Auslese, 2,50, und vielleicht Johannisberger dort, schon zu 2 Mark — gut, gut, nur je eine Flasche, macht 4,50 M., zusammen 15,60. Mein hochverehrter Herr —" Pause, während welcher er Heller liebevoll fixirt; endlich entschlossen: „Legen wir noch je eine Flasche deutschen Schaumwein, Marke Mainzer Gold zu 3 Mark und rothen Aßmannshäuser Mousseux 3,50, dazu: eine kleine, aber ausgesuchte Bestellung; 6,50, zusammen rund 22 Mark. Darf ich fest notiren? Nur 22 Mark, ein Mann von 30,000 —"

„Bitte, so viel ist es nicht . . ."

„Ah, kleine Differenz . . ."

Heller ist innerlich empört. Plötzlich kommt ihm ein boshafter Einfall.

„Gut, meinetwegen denn."

„Unendlich dankbar, mein hochverehrter Gönner. Auf diese Proben bestellen Sie fest! Sie sollen diese Stunde eines Tages noch für eine höchst erfreuliche halten. Darf ich mich gehorsamst empfehlen?"

„Adieu." Heller erhebt sich einen Zoll hoch auf dem Stuhl. Kaum ist der beredte Mann hinaus, so schießt jener auf sein Schreibpult zu, nimmt Papier und Feder und schreibt:

„An die Weinhandlung von Rosenstiel,
Mainz.

Ich habe Ihrem Reisenden, der mit unerhörter Aufdringlichkeit mich eine Viertelstunde belästigt hat, eine Bestellung aufgegeben. Ich annullire hierdurch diese Bestellung per sofort mit dem ergebenen Bemerken, daß ich diese Art, mich des Herrn zu entledigen, der sonst einzig möglichen, ihn hinauszuwerfen — von welcher Art ich kein Freund bin — vorgezogen habe.

Hochachtungsvoll
Stephan Heller,
Buchhalter."

Er ging zur Thür, zog an einen Knopf und couvertirte dann den Brief, worauf er ihn der bald nachher erscheinenden Frau Briefmeister mit dem Auftrag einhändigte, ihn unverzüglich in den nächsten Briefkasten befördern zu lassen.

Er lachte still für sich . . . da klopfte es wieder. Der Postassistent Ewald hatte den Tausendmarkschein gewechselt.

„So, behalten Sie die Hälfte, die andere bekomme ich. Und nun lassen Sie gefälligst das Querschreiben unterwegs."

„Mein Retter, wie soll ich Ihnen danken . . ."

„Schon gut, mein werther Herr Ewald. Sie sorgen doch für Ihre Versicherungspolice?"

„Ich bitte — ich habe ja das größte Interesse daran. Sie lautet auf 5000 Mark . . ."

„Ah, schon gut. Leben Sie wohl. Nun es geschehen ist, freue ich mich, Ihnen geholfen zu haben. Leben Sie wohl!"

Mühlam entzog er seine Hand dem leidenschaftlich schüttelnden Herrn Ewald. Endlich — endlich war er allein. Erschöpft setzte er sich noch einmal an den Frühstückstisch und hielt in aller Ruhe Nachlese. --

Der Waisenvater und der Armenpfleger erschienen nach der Kirchzeit (Heller hatte vorgezogen, diesmal dem Himmel in seiner Stube zu danken), und zwar beide gleichzeitig. Heller hieß sie Platz nehmen.

„Sie werden wenig erbaut sein, gleich zwei Bittsteller auf einmal zu empfangen, mein verehrter Herr Buchhalter," sagte etwas gezwungen lächelnd der rundliche, glattrasirte Waisenvater. „Aber ich wage es — Wittwen und Waisen haben immer in erster Linie ein Recht an den wohlhabenden Mann, das ist ihnen in der Bibel selbst verbrieft und versiegelt. Mein Waisenhaus ist, wie Sie wissen, eine auf die Privatwohlthätigkeit hin gegründete Stiftung, wenigstens was seine Erhaltung anbetrifft. Sie werden auf das Glück hin, das Ihnen der Herr und Vater aller Waisen in den Schoß geworfen, von vielen Seiten angesprochen werden, deß bin ich überzeugt . . ."

„Stimmt. Wittwen sind auch bereits einige gekommen," konnte sich Heller nicht versagen einzuwerfen.

„Gut. Dürfen meine Waisen darauf rechnen, mit ein paar Brocken von Ihrem reichgedeckten Tisch bedeckt zu werden? Man läßt selbst den Hündlein solche unter den Tisch fallen."

„Verzeihen Sie, wenn ich etwas eintheile," erhob sich Heller. „Ich will Ihnen gern 200 M. zur Verfügung stellen. Und Sie vertreten die städtische Armenpflege, Herr Zippel? Aber verzeihen Sie: Sie bekommen doch Ihre Fonds aus der Stadtkasse?"

„Mein bester Herr," sagte der Schneider, „wenn Sie wüßten, wie weit die reichen! Wenn Sie die Noth, das Elend mit ansähen — ich könnte das Doppelte gebrauchen . . ."

„Ich begreife. Hier sind weitere 200 M." (eigentlich hatte er nur 100 geben wollen, aber der Schluß von des Schneiders Rede hatte ihm an das Herz gegriffen) — „sind die Herren mit mir zufrieden."

„Gott lohne es Ihnen!"

„Jawohl, das thue er," fügte der Schneider hinzu.

„Also leben Sie wohl, meine Herren!"

Heller nahm ein Papier und überrechnete.

„Der Pastor 300, die beiden letzten Bittsteller 400, der Postassistent 500, macht 1200 M.; 200 bekommt der Wirth" — bleiben ihm vom Gewinn 24,600 M. Ah, richtig: 1000 M. bekommt der Schwager, die Kinder Sparkassenbücher mit zusammen 600 M. Einlage. Bleiben 23,000 M.

Eine ganz schöne Summe noch. Aber wie das zusammenschmilzt! Wenn man etwas davon genießen will, empfiehlt es sich, 5½ Proz. Zinsen zu nehmen, falls man sie bekommen kann. Mit einem verständigen Gedankensprung greift er zur Zeitung und studirt den Kurszettel durch. Mit diesem Theile der kaufmännischen Branche hat er sich bisher noch niemals abzugeben Anlaß gefunden; er war noch nie an einem Platze angestellt, wo es eine Börse gab, oder in einem Geschäft, in dem man spekulirte. Was er einst darüber aus Bücher gelernt hatte, war ihm sehr dunkel in der Erinnerung geworden.

Im Kurszettel standen allerdings eine Reihe Werthe mit

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18930306063/fragment/page=0002